

Unverkäufliche Leseprobe des Heyne Verlages



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Heyne Verlag

Weitere Infos unter:
<http://www.heyne-verlag.de>

UTA RANKE-HEINEMANN

Nein und Amen

Mein Abschied vom
traditionellen Christentum



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SACHBUCH
19/817

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Nein und Amen. Anleitung zum Glaubenszweifel.

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt.

Ergänzte Taschenbuchausgabe 10/2002
Copyright © 1992 der deutschsprachigen Ausgabe
by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
<http://www.heyne.de>
Printed in Germany 2002
Umschlagillustration: Ulrich Baatz Photographie, Düsseldorf
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kampa
Werbeagentur, CH-Zürich
Herstellung: Udo Brenner
Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels
Druck und Verarbeitung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 3-453-21182-0

Inhalt

| | |
|---|-----|
| VORWORT | 7 |
| 1. KAPITEL Als ich ein Kind war | 9 |
| 2. KAPITEL Das Weihnachtsmärchen des Lukas | 15 |
| 3. KAPITEL Das Kindheitsmärchen des Matthäus ... | 34 |
| 4. KAPITEL Die Mutter-Jungfrau | 50 |
| 5. KAPITEL Die Engel | 77 |
| 6. KAPITEL Jesu Stammbäume | 97 |
| 7. KAPITEL Die Wunder Jesu | 118 |
| 8. KAPITEL Karfreitag | 142 |
| 9. KAPITEL Das Märchen vom Verräter Judas | 176 |
| 10. KAPITEL Ostern | 186 |
| 11. KAPITEL Himmelfahrt | 202 |
| 12. KAPITEL Pfingsten | 213 |
| 13. KAPITEL Die Märchen der Apostelgeschichte | 229 |
| 14. KAPITEL Petrus in Rom? | 251 |
| 15. KAPITEL Die Apokryphen | 267 |
| 16. KAPITEL Fälschungen und falsche Autoren | 296 |
| 17. KAPITEL Die Hölle | 318 |
| 18. KAPITEL Jesus und die Schriftrollen vom Toten Meer | 347 |
| 19. KAPITEL Erlösung durch Hinrichtung | 373 |
| 20. KAPITEL Mein Abschied vom traditionellen Christentum | 411 |
| NACHWORT Eine Blume auf das Grab meines Mannes | 433 |
| SACHREGISTER | 438 |
| PERSONENREGISTER | 441 |

1. Kapitel

Als ich ein Kind war

Als ich ein Kind war, hat mich am Christentum im Grunde nur eine einzige Frage interessiert: Gibt es ein Leben nach dem Tod? Ich lag manchmal lange wach vor dem Einschlafen und stellte mir vor, im Sarg zu liegen: ewig, ewig, ewig ... Und die Kinderfrage und die Kinderangst wurden schwer und dunkel wie die Nacht.

Ich las neulich noch einmal das Tagebuch, das meine sorgfältige Mutter von meiner Geburt an bis zum Beginn meiner Studentenzeit über mich geschrieben hat. Ich war demnach viereinhalb Jahre alt (April 1932), als ich anfang, sie »fast jeden Abend nach dem Gebet (Müde bin ich, geh zur Ruh, schließe beide Äuglein zu ...) noch festzuhalten« und ihr Fragen über den Tod zu stellen. »Ich sagte Dir, dass es im Himmel beim lieben Gott ganz gewiss schön sei und dass wir dort alle Engel seien ... Aber dann wolltest Du lieber gleich in den Himmel, um zu sehen, ob das auch alles wahr sei, was ich gesagt habe. Und dann gabst du Dich noch nicht zufrieden ... und meintest, die Menschen kämen doch nicht in den Himmel, sondern ins Grab, denn auf dem Friedhof wären lauter Namen auf den Gräbern ...«

Etwa ein halbes Jahr vor dem Ende des Krieges, also 1944, als unser Haus, die Schule und die ganze Stadt Essen durch Bomben weithin zerstört waren und auch in Winterberg, wohin uns der Krieg inzwischen verschlagen hatte, kei-

ne Schule für mich mehr war, fuhr meine Mutter mit mir nach Marburg zu Professor Rudolf Bultmann (1884–1976), bei dem sie in den Zwanzigerjahren studiert und ihr Staatsexamen gemacht hatte, um ihn zu fragen, ob ich bei ihm wohnen und in Marburg weiter zur Schule gehen könnte. Ich war damals gerade 17 Jahre alt, und er sagte freundlich: »Wir (= er, seine Frau und seine Töchter) freuen uns auf die kleine Uta.« Und so blieb ich dort, bis der Krieg vorbei war.

Damals – durch die Bombennächte und Katastrophen des Krieges übertönt – erhoben sich innerhalb der evangelischen Kirche die ersten Stimmen gegen Rudolf Bultmann, den später wegen seiner »Entmythologisierung des Neuen Testaments« so berühmten evangelischen Theologen. Und eines Tages kam ein Brief von meinem Pfarrer Friedrich Graeber, bei dem ich konfirmiert worden war, dem besten Freund meines Vaters: »Liebe Uta, Professor Bultmann glaubt nicht an die Auferstehung. Lass Dich nicht davon beeinflussen.«

Beim (damals allerkärglichsten) Mittagessen sagte ich: »Herr Professor, stimmt das, dass Sie nicht an die Auferstehung glauben?« Er sagte: »Uta, das verstehst du noch nicht.« Und er lächelte dabei so müde wie jemand, der immer dasselbe gefragt wird, dass ich schloss: Er glaubt zwar an die Auferstehung, aber offenbar irgendwie anders als andere. Ich fragte nicht weiter und verschob die Erörterung dieses Problems auf später. Im Moment war ich zudem vorwiegend damit beschäftigt, genügend vorbereitet zu sein, da Rudolf Bultmann jeden Dienstag- und Freitagnachmittag oben in seinem Arbeitszimmer zwei Stunden mit mir Platon übersetzte, d. h.: Ich übersetzte, und er erklärte mir die Gedankenwelt Platons.

Viel später, nachdem ich in den Spuren meiner Mutter evangelische Theologie studiert hatte und – durchaus nicht in den Spuren meiner Eltern – 1953 zum Katholizismus übergetreten war, habe ich ihn in einem Brief noch einmal

nach seinem Glauben an die Auferstehung der Toten gefragt. Aber davon später im Kapitel über Ostern.

Die Frage nach einem Leben nach dem Tod und die Erinnerung an Rudolf Bultmann, den Gelehrten voller Hilfsbereitschaft, den Aufgeklärten voller Frömmigkeit, haben mich durch mein Leben begleitet. Die Erinnerung an Bultmann war gegenwärtig, als bei mir die Zweifel größer wurden. Aber gleichzeitig hat mich sein Beispiel gelehrt, dass auch der Skeptiker ein Christ sein kann – wenn auch nicht auf herkömmliche Weise. Und wenn in diesem Buch von manchem Nein zur gewohnten Glaubenswelt die Rede ist, wird dadurch das Amen, das der Mensch hinter allem Zweifel gleichwohl sagen kann, nicht ausgeschlossen.

* * *

Der Mensch ist ein gutgläubiger Mensch. So ist er der ideale Boden für Religion. Das ist so lange nicht bedenklich, wie es der Mensch mit Gott selbst zu tun hat, denn der Mensch darf darauf vertrauen, dass Gott ihn nicht hinters Licht führt. Aber der Mensch hat es viel weniger mit Gott als mit dessen Vertretern zu tun. Und von ihnen lässt der Mensch sich, da sie ihm versichern, dass es zu seinem ewigen Glück und Heil sei, viel erzählen. Gläubig akzeptiert er ohne Fragen, was sie ihn zu glauben und zu tun lehren, denn wenn eine Autorität ihm in göttlichem Auftrag entgegentritt, scheint ihm jeder Zweifel sündhaft.

Mit der Wahrheit Gottes hat es der Christ in seinem Leben nur indirekt zu tun, denn »was Gott geoffenbart hat, lehrt uns die katholische Kirche«, sagt der Katechismus. Oder, wie es in einem katholischen Kirchenlied heißt: »Ich glaube, Gott, mit Zuversicht, was deine Kirche lehret, es sei geschrieben oder nicht, denn du hast ihr's erklärt.« Der Christ erhält die Wahrheit also, wenn überhaupt, nur aus zweiter Hand. Aber die Wahrheit, die durch fremde Hände

ging, ist eine zensierte Wahrheit. Und auch der Gott, dem der Mensch am Ende der kirchlichen Verteilerkette begegnet, ist ein zensierter Gott. Die Wahrheit oder das, was von ihr übrig blieb, ist zudem durch theologischen Unverstand der Hirten zu einer Masse von Unverstandenen und Unverständlichem und damit zu einem Pseudo- und Aberglauben verkommen.

Der Mensch wird von der Kirche zum Glauben gerufen und nicht zum Denken. Und so übt sich der Mensch ein Leben lang in der christlichen Gymnastik des Ja-und-Amen-Sagens. In einer Religion, die den Glaubenden selig preist und niemals die Zweiflerin, bleiben die Fragenden ohne Segen und machen Fragende sich bei manchem Glaubenden verdächtig. Dabei ist Fragen eine christliche Tugend, obwohl sie selten eine Tugend der Christen ist.

Aber vielleicht ist manchem Menschen von Gott sein Zweifel als die verschwiegene Heimat seiner Hoffnung zugewiesen wie umgekehrt manchem Glaubenden sein Glaube als das verborgene Land seiner Zweifel und schmerzenden Hoffnungslosigkeit, weil er begriffen hat, dass uns die Worte fehlen, um nach Gott auch nur in der rechten Weise zu fragen, geschweige denn, die Frage nach Gott zu beantworten.

Vielleicht, dass der Mensch einmal nicht länger zufrieden ist mit dem, was andere von ihm verlangen zu glauben, dass er ihre Märchen nicht mehr hören und sie nicht mehr für wahr halten will, weil sein Herz und sein Verstand leiden.

Aber wohin soll er sich wenden? Die Kirche ist nicht am Verstand und an der Aufklärung des Menschen interessiert. Jede Art von Aufklärung erscheint ihr eher verdächtig und oft verdammenswert. Die Kirche redet nur von der Verletzung der religiösen Gefühle. Auf solche Verletzungen achtet sie sehr und rannte solcher wegen oft zum Richter. Sie achtet leider zu wenig auf die Verletzung des religiösen Verstandes. Der religiöse Verstand ist im Gesetz überhaupt nicht

geschützt. Es gibt ihn von Rechts wegen gar nicht. Und so ist der Mensch, wenn es ihn nach Wahrheit verlangt und wenn er damit nicht nur die von den kirchlichen Vorgesetzten vorgeschützten Wahrheiten meint, auf sich selbst verwiesen.

Diesem suchenden Verstand wollen die folgenden Darlegungen eine Hilfe sein. Manche werden sagen, damit werde dem Glauben geschadet. Aber der Verstand kann dem Glauben nicht schaden, viel eher und viel öfter hat der Glaube dem Verstand geschadet. Und geistig unbeschadet glauben zu wollen ist, recht betrachtet, ein Akt der Frömmigkeit.

Wenn der Mensch, der nach einer unmittelbaren, eigentlicheren und größeren Wahrheit verlangt, einfach fortgeht aus den vielen Wörtern und den leeren Predigten, kann es sein, dass eine neue und schöne und sanfte Wahrheit in seiner Dunkelheit aufgeht, die Wahrheit der Barmherzigkeit Gottes nämlich, die von den vielen kirchlichen Märchen verdeckt war und die doch die einzige Wahrheit ist und auch die einzige Hoffnung.

Diese Wahrheit begegnet vielen Menschen in der Person Jesu. Anderen begegnet sie anders. Es ist nicht viel, was wir über Jesus wissen. Wir wissen nicht, wann und wo er geboren ist, nicht, wann er gestorben ist. Er ist ein Mensch ohne Biographie. Wir wissen nicht, welchen Zeitraum seine öffentliche Predigtstätigkeit umfasste und wo genau sich diese abgespielt hat. Wir wissen genau genommen nicht viel mehr, als dass er geboren wurde, dass es Menschen gab, die ihm während seiner Predigerzeit als seine Jünger und Jüngerinnen gefolgt sind, und dass er am Kreuz, dem römischen Galgen, als Aufrührer hingerichtet wurde und so auf elende Weise zu Tode kam.

Wir wissen nicht viel von Jesus. Aber wenn wir ihm nachgehen, spüren wir, dass er Gott gesucht und dass er Gott gefunden hat und dass er diesen Gott als einen jedem Menschen Nahen offenbaren und dass er jeden Menschen zu einem Nahen dieses Gottes und zu einem Nahen jedes

Nächsten werden lassen wollte. Wer es wissen will, weiß auch, dass Jesu Stimme eine immer noch lebendige Stimme ist, seine Wahrheit eine immer noch lebendige Wahrheit und sein Gott ein immer noch lebendiger und naher Gott.

Dieser Jesus liegt nicht nur in Jerusalem begraben, sondern auch unter einem Gebirge von Kitsch und Fabeln und kirchlicher Phraseologie. Es gilt, einen Verschollenen und Vermissten wiederzufinden.

2. Kapitel

Das Weihnachtsmärchen des Lukas

Weihnachten, das Fest der Geburt Jesu, ist so etwas wie die Eingangspforte zur christlichen Welt. Es ist eine schöne und reiche Pforte, eine Art Zaubertor. Es liegt Geheimnisvolles hinter diesem Tor, etwas von den Märchen aus Tausendund-einer Nacht. Auch hier spielt sich alles im Orient ab, und so sind denn auch orientalische Könige da und Kamelkarawanen und ein fremder Stern und der Duft von unbekanntem Spezereien.

Über solche goldenen Traumbilder eines geheimnisvoll verklärten Tages in einer fernen Vergangenheit hinaus bietet Weihnachten dem heutigen Menschen einen ganz konkreten Zauber. Es schenkt ihm eine Welt voller Lichterschein, mit Kerzen und Tannenduft und Weihnachtsliedern, und so legt es über die vielfältige menschliche äußere und innere Armut für einen Abend oder einige Tage den Widerschein von Engeln. Und diese verkünden eine große Freude.

Und doch ist alles nur ein Märchen. Denn in Wahrheit kommt niemals ein Engel in unseren Alltag, um große Freude zu verkünden. In Wahrheit hält niemals ein Märchen dem Leben stand. Und es kann auch jenes zauberhafte Märchen von der Krippe und den Königen und den Hirten auf dem Felde vor dem kritischen Blick auf die wirkliche Geschichte nicht bestehen, auch nicht vor dem Blick auf die

wirkliche Geschichte des Kindes, dessen Geburt wir Weihnachten gedenken, da diese eine bittere Geschichte wurde und in einer Hinrichtung endete. Und hatten wir auch schon im Märchen so etwas wie den Saum vom Kleid eines Engels in der Hand – wenn wir die Hand öffnen und hineinschauen, ist sie doch wieder leer. Das haben Märchen so an sich, dass ihre bunten Seligkeiten vergehen wie eine Fata Morgana.

Aber, wenn uns diese Tatsache auch bekümmern mag, wir sollten ihr nicht ausweichen. Denn es ist nicht einmal ausgemacht, ob wir so schlecht dabei fahren, wenn wir den Bildern der fantastischen Fabeln den Rücken kehren und sie tauschen gegen eine unmärchenhafte Wahrheit, die stärker als alle Märchen unser Leben betrifft. Es ist die Wahrheit, die Jesus verkündete, nachdem auch er aus dem Zauber der Kindheit herausgetreten war in die Schmerzen der Welt: nämlich die Wahrheit der Liebe Gottes.

Aber als wäre immer noch oder immer nur die Zeit der Märchen, wird statt dieser Wahrheit den Christen Dekoration und bunter Flitter des märchenhaften Eingangs geboten. Es wird uns Wahrheitsersatz in Gestalt von Fabeleien als wesentliche und feiernswerte Wahrheit vorgesetzt und damit das Wesentliche unter Weihnachts- und sonstigem Wunderkitsch und -rummel begraben. Wenn sich die Kirche zu einer Art ewiger Scheherazade, zu einer unaufhörlichen Märchenerzählerin von tausendundeinem Wunder stilisiert, hat sie das einzige lebenswichtige Wunder gegen nichtige Wunderchen getauscht und verraten.

Innerhalb der so genannten synoptischen Evangelien von Markus, Matthäus und Lukas, die man so nennt, weil sie in ihren Darstellungen eine »Synopse« = »gemeinsame Sicht« haben, lässt sich die Tendenz zur Wundergeschichte deutlich erkennen. Markus ist der älteste von den dreien, dann folgen Matthäus und Lukas. Und bei ihnen verstärkt sich die Absicht, Jesus immer mehr himmlisch zu überhöhen und zu vergöttlichen durch immer massivere Eingriffe himmlischer

Mächte in sein konkretes Leben, schon in das seiner Geburt, schon seiner Zeugung und Empfängnis.

Bezeichnend ist, dass Paulus, der älteste neutestamentliche Schriftsteller, nichts von einer Jungfrauengeburt erwähnt. Sein Glaube gründet sich allein auf die alles entscheidende und alles umfassende theologische Wahrheit von der Auferstehung Christi: »Wurde Christus nicht auferweckt, so ist euer Glaube nichtig« (1 Kor 15,17). Wäre Christus nicht auferstanden, dann hätten auch Engelverkündigung, Jungfrauengeburt und Wundertaten den Glauben nichtig sein lassen. Ist aber Christus auferstanden, bedarf es aller dieser Wundererzählungen nicht. Und so redet Paulus auch nicht von ihnen.

Aber der späteren Generation, der die Evangelisten angehörten, genügte der Glaube an die Auferstehung nicht mehr. Sie wollten massive Beweise der Göttlichkeit Jesu liefern. Die Wahrheit der Auferstehung haben sie dabei zu detaillierten, einander widersprechenden Auferstehungswundergeschichten ausgearbeitet. Im Übrigen haben sie die Göttlichkeit Jesu, die sie darzustellen trachten, immer weiter vordatiert.

Bei Markus, dem ältesten, bei dem eine wunderbare Verkündigungs- und Geburtsgeschichte noch fehlt, tut sich der Himmel bei der Taufe Jesu auf und erklärt eine Stimme die Gottessohnschaft. Bei Markus wurde Jesus also erst anlässlich seiner Taufe zum Sohn Gottes. Bei Matthäus greift Gott schon vor Jesu Geburt auf wunderbare Weise ein. Dem Josef erscheint ein Engel, allerdings nur im Traum. Der Traumengel bringt ihm die Botschaft einer göttlichen Geburt. Bei Lukas tritt der Engel dann schließlich leibhaftig, wenn man das von einem Engel sagen kann, in Erscheinung. Bei dem vierten und spätesten Evangelisten, Johannes, der nicht zu den Synoptikern gerechnet wird, weil er eine eigene Darstellung der Ereignisse bietet, ist der Prozess der wunderbaren Vergöttlichung Jesu innerhalb des Neuen Testa-

ments zu seinem Höhepunkt gelangt: Bei ihm ist Jesus schon vor der Empfängnis Gott.

Seit den neutestamentlichen Wundergeschichten hat sich das Christentum bis heute immer mehr zu einem Wunderglauben entwickelt, hat es sich in immer sonderbareren Kuriositäten und Abstrusitäten entfaltet und verflüchtigt. Und diese sind so sehr das Maß christlichen Glaubensverständnisses geworden, dass einer, der heute an nichts anderes glauben will als an Jesus und dessen Auferstehung, in den Augen der Kirche ein Ketzer ist.

Aber nun konkret zu den Weihnachtsgeschichten des Neuen Testaments: Die Berichte der Evangelien von Matthäus und Lukas – nur diese beiden berichten über die Geburt Jesu – sind, was Zeit, Ort und Umstände der Geburt Jesu betreffen, legendär. Die Evangelien von Markus und Johannes berichten nichts über die Geburt Jesu, sondern beginnen ihre Darstellung des Lebens Jesu erst mit einem Zeitpunkt, da Jesus bereits erwachsen war. (Es sei angemerkt, dass das Lukasevangelium ebenso wie die Apostelgeschichte – beide Schriften haben denselben Verfasser – nicht von Lukas, dem im Kolosserbrief [4,14] genannten Arzt und Begleiter des Paulus, stammen. Auch der Autor des Matthäusevangeliums ist nicht der Apostel Matthäus. Die Autoren beider Evangelien sind unbekannt.)

Es genügt ein kurzer Blick auf die Unmöglichkeiten und Widersprüche, die wir in den Berichten der Evangelien über die Geburt Jesu finden, um ihre historische Unglaubwürdigkeit zu erkennen. Fangen wir bei der berühmten Weihnachtsgeschichte des Lukas an, die in vielen christlichen, insbesondere evangelischen Familien zu Weihnachten verlesen wird: »In jenen Tagen geschah es, dass vom Kaiser Augustus ein Befehl ausging, dass von der ganzen bewohnten Erde eine Schätzung gemacht werde. Diese Schätzung war die erste und geschah, als Quirinius Statthalter in Syrien war.

Alle gingen hin, um sich schätzen zu lassen, ein jeder in seine Stadt« (Lk 2,1–3).

Schon mit der Behauptung eines derartigen Volkszählungsbefehls erweist sich der ganze Bericht als Fabel. Kein römischer Kaiser hat jemals einen so unsinnigen Völkerwanderungsbefehl gegeben, der die Einwohner des Reiches kreuz und quer durch die Länder in ihre Heimatstädte und wieder zurück zu ihrem Wohn- oder Aufenthaltsort in Bewegung gesetzt hätte. Eine solche Steuerschätzungsmethode wäre absurd und undurchführbar gewesen.

Natürlich waren Volkszählungen (census) und Aufstellungen von Bürgerlisten zur Steuerveranlagung und auch zur militärischen Musterung üblich. Solche Zählungen erfolgten in Rom alle fünf Jahre. Dieser Brauch bestand seit 366 v. Chr. Jeder Bürger der Stadt Rom musste dann auf dem Marsfeld erscheinen und vor den Zensoren (censores) seine Familien- und Vermögensverhältnisse offen legen. Volkszählungen in den Provinzen fanden nicht in regelmäßigen Zeitabständen, sondern nach Bedarf statt. Bei solchen Volkszählungen waren dem römischen Staat die familiären – in diesem Fall jüdischen – Ursprungsorte völlig gleichgültig. Nach dem römischen Recht mussten die Steuererklärungen am Wohnort des Steuerpflichtigen, für den Grundbesitz am Ort des Grundbesitzes abgegeben werden.

Eine Volkszählung des Quirinius in Judäa hat tatsächlich stattgefunden. Nach dem Tod des Königs Herodes 4 v. Chr. war der älteste Sohn des Herodes, Archelaos, »Ethnarch« (= Volksfürst) von Judäa, Samaria und Idumäa geworden. Er lebte in dauernden Streitereien mit seinen Untertanen. Nachdem es zu einem Blutbad im Vorhof des Tempels gekommen war, wandte sich die Bevölkerung mit einer Beschwerdedelegation an Augustus. Der Kaiser zitierte Archelaos zu sich, setzte ihn ab und verbannte ihn nach Gallien.

Nach der Absetzung des Archelaos wurde Judäa 6 n. Chr. der römischen Provinz Syrien zugeschlagen. Im selben Jahr

6 n. Chr. wurde Quirinius vom Kaiser zum Statthalter (legatus) von Syrien ernannt, und zwar mit dem speziellen Auftrag, Judäa verwaltungsmäßig zu organisieren. Judäa erhielt gleichzeitig einen Regionalstatthalter (procurator, von Luther mit »Landpfleger« übersetzt) als Verwalter. Diese Landpfleger hatten übrigens nicht in Jerusalem ihren Sitz, sondern in Cäsarea am Meer. Nur zu den hohen Festtagen, wenn die Juden in großer Zahl nach Jerusalem strömten, kamen auch die Prokuratoren dorthin, um eventuellen Unruhen entgegenzutreten. Der bekannteste Prokurator war Pontius Pilatus (26–36 n. Chr.).

Josephus (* 37/38 n. Chr., † 100/110), jüdischer Heerführer und 66/67 n. Chr. Oberbefehlshaber in Galiläa, der im Jahre 67 mit der Festung Jotapata vor den Römern kapitulierte und nach der Zerstörung des Tempels und der Beendigung des jüdischen Krieges (66–70 n. Chr.) eine Anzahl von wichtigen historischen Werken verfasste, die für uns die Hauptquelle der neutestamentlichen Zeitgeschichte sind, berichtet über Quirinius und dessen Volkszählung: »Quirinius, einer von den römischen Senatoren, der übrigens alle öffentlichen Ämter bereits bekleidet hatte und wegen seiner ehrenvollen Stellung großen Einfluss besaß, kam auf Geheiß des Kaisers mit wenigen Begleitern nach Syrien, teils um Gerichtssitzungen abzuhalten, teils um die Vermögensschätzung vorzunehmen. Zugleich mit ihm wurde Coponius, ein Mann ritterlichen Standes, zur Wahrnehmung der höchsten Gewalt nach Judäa entsandt. Bald begab sich nun auch Quirinius nach Judäa, das mit Syrien verbunden war, um auch hier eine Vermögensschätzung vorzunehmen und die Güter des Archelaos zu verkaufen« (Jüdische Altertümer 18,1,1; Übers. H. Clementz [auch im folgenden]).

Was diese Volkszählung bzw. Vermögensschätzung betrifft, gibt Josephus außer dem Hinweis auf den Prokurator Coponius (6–9 n. Chr.) noch einen anderen Hinweis auf das Jahr 6 n. Chr.: »Als Quirinius für das Vermögen des Arche-

laos einen Treuhänder bestellt und die Vermögensschätzung, die in das 37. Jahr nach dem Siege des Caesar über Antonius bei Actium fiel, zu Ende geführt hatte, setzte er den Hohenpriester Joazar, der mit dem Volk in Streit geraten war, ab« (a. a. O. [= am angegebenen Ort] 18,2,1). Die Schlacht bei Actium (der spätere Kaiser Augustus siegte über Antonius und Kleopatra) hat im Jahre 31 v. Chr. stattgefunden; wir kommen folglich wieder zu dem Jahr 6 n. Chr.

Der erste Prokurator war, wie gesagt, L. Coponius (6–9 n. Chr.). Unter diesem kam es sofort zu einem schweren Zusammenstoß mit der jüdischen Bevölkerung, eben wegen der von Quirinius im Jahre 6 n. Chr. angeordneten Volkszählung. Der Widerstand gegen die Zählung des Quirinius war so stark, dass ein gewisser Judas mit dem Beinamen »der Galiläer« in Judäa und Samaria einen Volksaufstand ins Leben rief. Judas der Galiläer »behauptete, es sei ein Frevel, wenn sie Steuern an die Römer zahlten und somit außer Gott auch Sterbliche als ihre Herren duldeten« (Josephus, *Der Jüdische Krieg*, 2,8,1; Übers. H. Endrös [auch im folgenden]). Die Apostelgeschichte (5,37) berichtet von seinem Tod bei diesen Unruhen. Später ließ der Prokurator Alexander (46–48 n. Chr.) auch seine beiden Söhne Jakob und Simon als Aufrührer kreuzigen (Josephus, *Jüdische Altertümer* 20,5,2).



Dr. Uta Ranke-Heinemann

Nein und Amen

Mein Abschied vom traditionellen Christentum

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,5 x 18,0 cm

ISBN: 978-3-453-21182-7

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2002

Die weltweit erste Professorin für katholische Theologie, Uta Ranke-Heinemann, verlor 1987 ihre Lehrbefugnis, weil sie die Jungfrauengeburt in Frage stellte. Ihre Zweifel an den Legenden des Neuen Testaments und am christlichen Glaubensbekenntnis haben sich seither vermehrt. In ihrem internationalen Bestseller *Nein und Amen* erörtert sie darüber hinaus die universale Hoffnung – auch in anderen Weltreligionen – auf ein ewiges Leben jenseits des Todes.

Die Tochter des früheren Bundespräsidenten Gustav Heinemann trat nach dem Studium der evangelischen Theologie 1953 zum Katholizismus über. Sie promovierte 1954 in katholischer Theologie, habilitierte sich 1969 als erste Frau in diesem Fach und wurde 1970 die weltweit erste Professorin für katholische Theologie. 1987 verlor sie ihren Lehrstuhl (Neues Testament und Alte Kirchengeschichte) an der Universität Essen, weil sie an der Jungfrauengeburt zweifelte. Ende 1987 erhielt sie einen kirchen-unabhängigen Lehrstuhl für Religionsgeschichte an der Essener Universität.



[Der Titel im Katalog](#)